

Erscheint in gekürzter Fassung in der Chorzeit vom DCV.

Adventskonzerte im Orient: Der Kammerchor der Bremer Hochschule für Künste bereist Israel und die Westbank und erlebt dabei die Allgegenwärtigkeit des Nahostkonflikts

Henning Bleyl

Der Klang steht im Raum. Kein Chorgesang, sondern der Sound von Reuven Moskovitz' Mundharmonika. Die Akustik der Annakirche, einem Kreuzfahrer-Bau in der Jerusalemer Altstadt, ist berühmt für ihre Tragfähigkeit. Doch dass die jungen Leute aus Deutschland so gebannt lauschen, hat mindestens ebenso viel mit der Persönlichkeit von Moskovitz zu tun wie mit den physikalischen Besonderheiten des Ortes. Der 85-jährige Reuven war unser Reiseleiter. Für genau einen Tag. Lang genug, um bleibenden Eindruck zu hinterlassen.

Vor der Begegnung mit Moskovitz, dessen Psalm-Meditation auf der Mundharmonika ein Abschiedsstück ist, liegen viele andere. Liegen Konzerte, Erlebnisse, logistisches Chaos. Denn Jerusalem versinkt im Schnee. Die Autobahn ist gesperrt, der Tempelberg dicht, sogar Yad Vashem, die Holocaust-Gedenkstätte, wird geschlossen. Und Friederike Woebcken, im Hauptjob Professorin für Chorleitung an der Bremer Hochschule für Künste, wo sie auch den Studiengang Kirchenmusik leitet, beweist sich als nicht aus der Ruhe zu bringende Krisenmanagerin. Unser erstes Konzert dirigiert sie in geliehenen Klamotten, denn auch die Koffer kommen nicht an.

Erster Tag, erster Auftritt: Der Kammerchor singt in der Clairmont Concert Hall der Uni Tel Aviv. Auch das ein Saal mit hervorragender Akustik, in der man sowohl sich selbst als auch den Gesamtklang glasklar hört. Dass der Konzertsaal, wie die gesamte Universität von Tel Aviv, auf dem Gelände eines zwangsgeräumten arabischen Dorfes steht, kann der Chor nicht ahnen. Ebenso wenig wie die Studierenden der Buchmann-Mehta School, mit denen wir intensiv proben. Man erfährt davon erst in dem Buch eines Außenseiters: In „Die Erfindung des Landes Israel“ von Shlomo Sand, der auf eben diesem Gelände als Historiker lehrt.

Statt über Hinweise auf Arabisches stolpert man in Tel Aviv über „Bremen“. Der Name steht auf einer kleinen Bodenplatte vor der Uni, daneben, mit Schrägstrich angehängt, „Worpswede“, und schließlich noch der dort verfasste Rilke-Vers: „Leben Sie jetzt die Fragen.“ Zum Beispiel diese: Was singt ein deutscher Chor in Israel? Jerusalem, Adventszeit: also natürlich Weihnachtliches!, mag man aus hiesiger Sicht denken. Aber wie ist das für eine jüdische Zuhörerschaft? Offenbar ähnlich. „Die Christen haben die beste geistliche Chormusik geschrieben“, sagt Etay, der an der Buchmann-Mehta School Chorleitung studiert. Außerdem liebten viele Israelis Weihnachten, „weil es so schön kitschig ist.“

Doch „kitschig“ ist Jan Sandströms Bearbeitung von „Es ist ein Ros entsprungen“ ganz sicher nicht, ebenso wenig Morten Lauridsens „O magnum mysterium“. Die Zuhörer in der Clairmont Hall, ein qualitätsverwöhntes Publikum, reagieren sehr freundlich, richtige Begeisterung zeigen sie dann bei Martin Carbows Weihnachts-Rap „Als ich bei meinen Schafen wacht“. Mit seinen synkopierten „Mähs“ und *laid back*-Beats wird er sich auch in Jerusalem und Jaffa als Publikums-Hit erweisen. Noch aber sind wir in Tel Aviv, vor dem zweiten Konzert. Friederike Woebcken probt gerade „Ach bitterer Winter, wie bist du kalt“ im Satz von Jaakko Mäntyjärvi, als ihr Handy klingelt: Das in Istanbul verschollene Chorgepäck ist angekommen! Endlich trockene Ersatzklamotten – der „bittere Winter“ kann weiter gehen.

Mitten in den Zitrus-Plantagen von Beit Yitzhak, nördlich von Tel Aviv und nicht weit vom Mittelmeer, liegt das Probenzentrum des Moran-Choir, unseres zweiten Partnerchores. Naomi Faran hat ihn vor 25 Jahren gegründet. „Am Anfang kam ich mir vor wie Don Quijote“, erzählt sie: „Die Leute im Dorf konnten nicht verstehen, dass wir mehr wollten, als nur Feste und religiöse Feiern zu verschönern.“ Mittlerweile gibt es neben dem hoch renommierten Konzert-Ensemble drei weitere Moran-Chöre, die sich vor allem edukativen Ansätze widmen. Sie arbeiten mit „children with special needs“, wie Naomi sagt, oder bemühen sich um die Integration der zahlreichen äthiopischen Einwanderer.

Integriert werden auch die deutschen Besucher, nämlich in eine Shabbat-Feier - schließlich ist Freitag abend. Die wirklich Religiösen unter den Mitgliedern des Moran Choir sind allerdings direkt nach der gemeinsamen Probe nach Hause gefahren. Da auch das Autofahren unter das Arbeitsverbot des Shabbat fällt, hätten sie sonst später zu Fuß heimkommen müssen. Also übernimmt Lioz die liturgischen Worte, der so etwas eher selten tut. Während des

Singens schaltet er kurz sein Smartphone an, um sich des Textes zu vergewissern: Sinnbild eines modern-pragmatischen Judentums.

„In Israel we have so many wonderful melodies, but all in minorkeys“, sagt Naomi. So wie das Lilien-Lied „Erev Shel Shoshanim“ oder „Vi'Huda Le'Olan Teshev“ im Satz von Gil Adema, die wir für das gemeinsame Konzert am nächsten Tag proben. Dann ist Erholung angesagt: Die Privatquartiere beim Moran Choir bieten Gelegenheit, etwas vom Leben der israelischen Mittelschicht mitzubekommen. Bruce McCallum Reid zum Beispiel wird bei den Baraks einquartiert, wo er ein wahrhaft ruhiges Gästezimmer bekommt: Es ist ein „strong room“ mit massiver Metalltür, der für alle israelischen Neubauten vorgeschriebene Luftschutz-Raum. „Als Tel Aviv letztes Jahr von Gaza aus mit Raketen beschossen wurde, war ich sehr froh über diesen Raum“, sagt Gastgeberin Ilana. „Das Gefühl war trotzdem schrecklich.“ Genauso schrecklich, fügt sie hinzu, „muss es für die Familien im Gazastreifen sein, wenn unsere Luftwaffe kommt“.

Bruce kann die Ruhe in seinem Spezial-Gemach gut brauchen. Am nächsten Tag soll er mit beiden Chören seine Vertonung von Jesajas Immanuel-Prophezeiung einstudieren. Friederike Woebcken lässt während der Reise immer wieder ihre Studierenden ans Pult und delegiert auch während der Konzerte einzelne Dirigate.

Alttestamentarische Vertonungen wie die von Bruce sind eine genuine programmathe Brücke zwischen jüdischen und christlichen Zuhörern. So auch der Psalm „Der Herr ist mein Hirte“ des jüdischen Komponisten Louis Lewandowski. Wir singen ihn in der Jerusalemer Erlöserkirche, die in unmittelbarer Nachbarschaft zur Grabeskirche steht und zu den bevorzugten Auftrittsorten deutscher Chöre in Israel zählt. Kaiser Wilhelm II. ließ sie auf dem Grundriss eines frühmittelalterlichen Vorgängerbaus errichten - für die Protestanten als „zu spät gekommener“ Konfession war damit „endlich“ auch ein Platz ganz nah am heiligsten Fleck der Christenheit gesichert.

Jerusalem ist voll von Patriarchaten und anderen Amtssitzen der verschiedensten Religionen und Unterkonfessionen. Bei einer solchen Ansammlung religiöser Autoritäten passt es durchaus, dass auch das Oberhaupt der deutschen Protestanten zugegen ist: Nikolaus Schneider, der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche Deutschlands, reist mit einer Delegation durch Israel und predigt zum 3. Advent in der Erlöserkirche. Der Kammerchor beteiligt sich unter anderem mit Weihnachtslied-Bearbeitungen von Martin Goettsche, der seit knapp einem Jahr als Kirchenmusiker an der Erlöserkirche wirkt. Goettsche tut das im Rahmen seines Ruhestands, wie er erzählt, denn seit dem Erlöschen der halben A-Stelle von Elisabeth Roloff – die in Israel als Orgelpionierin legendäre Musikern starb 2008 - werde die Kirchenmusik an der Erlöserkirche nur noch ehrenamtlich ausgeübt. Was sich Kaiser Wilhelm sicher ganz anders vorgestellt hatte.

Am abendlichen Chorkonzert in der Erlöserkirche sind arabische Schülerinnen beteiligt. Eigentlich sollte der gesamte Chor der Ostjerusalem Schmidt-Schule mit dabei sein, doch die Schneemassen vermasseln das, sämtliche Schulen sind seit Tagen geschlossen. Die Begegnung ist trotzdem spannend, zumal der aus Deutschland stammende Chorleiter vom Alltag seiner Schülerinnen erzählt. „Wenn man täglich mitbekommt, was für Schikanen die arabischen Familien ausgesetzt sind“, sagt Erwin Meyer, „dann ändert sich das Bild von der Situation hier schnell“.

Auch die Perspektive des Chores erweitert sich am folgenden Tag. Es ist der Bethlehem-Tag. Noch beeindruckender als die Geburtsgrötte ist hier die Begegnung mit Kadra Zreineh, der christlich-palästinensischen Reiseleiterin: Eine ebenso fröhliche wie resolute Mittfünfzigerin, die dem Chor die weitgehend vom Vatikan finanzierte Universität zeigt. Das, was man nicht mehr sehen kann, ist Kadra freilich ebenso wichtig. „Dort wuchs unser Wald“, sagt sie, und zeigt auf eine gegenüber liegende Hügelkuppe. Die ist mittlerweile mit einer illegalen israelischen Siedlung bebaut. „Es ist doch Platz für alle da, warum haben sie nicht irgendeinen anderen Hügel genommen?“ fragt Kadra – und klingt selbst jetzt noch nicht bitter. In der Siedlung wohnen aus Frankreich eingewanderte jüdische Familien, „aber“, sagt Kadra, „wir dürfen mit ihnen keinen Kontakt aufnehmen“.

Der Blick schweift zurück über die biblischen Hirtenfelder – und bleibt am grauen Band der Grenzmauer hängen. Die Palästinenser dürfen sie nur durch ein Drehkreuz passieren, also ohne Auto und nur einzeln nacheinander. Wenn Kadra nach Deutschland fliegen will, wo sie aufwuchs, muss sie höchst umständlich in die jordanische Hauptstadt Amman reisen. Der nah gelegene Flughafen von Tel Aviv dürfe von Palästinensern nicht genutzt werden. Aber hat die 2003 errichtete Sperranlage nicht immerhin weitere Anschläge in Israel verhindert? „Nein“, sagt Kadra – aber wahr sei, dass sie die Mauer auch den Steine schmeißenden Jugendlichen zu verdanken hätten. „Ich habe das meinen Kindern verboten.“ Manche Nachbarn hätten das als Verrat an der palästinensischen Sache aufgefasst.

Vorbei am „Bethlehem Peace Center“, das während der israelischen Besatzung Polizeirevier und Gefängnis war, geht es zur Geburtskirche, die die älteste noch stehende Kirche überhaupt sein soll. Wie klingt Bachs „Brieh' an, O schönes Morgenlicht“ in der lang gestreckten Höhle, die selbst Archäologen für die tatsächliche Geburtsstätte des irdischen Jesus halten? Eigentlich zu laut. Und Chortenor Alexei, der aus einer russisch-orthodoxen Familie stammt, findet Gesang an einem solchen Ort ohnehin unpassend.

Schließlich kommt der Tag mit Reuven. Er führt uns in die jüdische Wüste, Reuven zeigt und erzählt. Als Baggerführer hat er seinem Land Wege geebnet, 1967 als Soldat im Sechs-Tage-Krieg dessen Grenzen erweitert. Aber: „Ich war ein sehr trauriger Sieger“, sagt der immer noch ausgesprochen vital wirkende Mann, der sich seit Jahrzehnten für eine friedliche Verständigung mit den Palästinensern einsetzt.

Reuven deutet auf eine Höhle, in der, wie die apokryphen Evangelien erzählen, Maria gezeugt wurde. Nach 40 Tagen und Nächten des Fastens. „Die Nächte waren sicher der wichtigere Teil“, sagt Reuven trocken. Ein frommer Mensch ist er nicht, aber das seien selbst im heiligen Land die wenigsten: „Die meisten meiner Landsleute glauben gar nicht an Gott. Nur daran, dass er uns das Land gegeben hat.“

Bei diesem Thema wird der alte Mann sehr ernst und deutlich: Wer ein Freund Israels sei, müsse dessen Besatzungs- und Siedlungspolitik kritisieren, da sich der jüdische Staat durch seine Gewaltpolitik selbst gefährde. „Zwei Mal ist Israel schon untergegangen, das darf nicht noch einmal passieren“, sagt Reuven. Gerade Deutschland dürfe sich daher keine „unkritische Solidarität mit Israel“ leisten. Und die Shoa könne keine Begründung dafür sein, „hier alles allein bestimmen zu wollen“, betont Reuven, der den Holocaust in Rumänien überlebte. „Gerade, weil ich Diskriminierung, Vertreibung und Hunger kenne, muss ich mich für unsere arabischen Brüder einsetzen.“

Es wirkt wie inszeniert: Ein israelischer Kampfflieger donnert über die jüdischen Berge, just in dem Augenblick, als ein Junge mit Jesuslatschen auf seinem Esel vorbei reitet. Ein biblischer Anblick, trotz des Lärms. Das Versinken in archaischer Religionsromantik wird allerdings auch durch einen weiteren Hinweis von Reuven verhindert: Er zeigt auf einen nahe gelegenen Schotter-Hügel. „Das ist der Ort, an dem Jesus nach seinem 40-tägigen Fasten in der Wüste von der Schlange versucht wurde“, sagt er. Die unscheinbare Anhöhe ist mit Abhör-Antennen des israelischen Militärs gespickt.

So viel Gleichzeitigkeit, solche Gegensätze. Zur Herberge des barmherzigen Samariters führt heute eine vier- bis sechsspurig ausgebaute Autobahn. Sie durchschneidet das jüdische Gebirge und führt uns zum Toten Meer, das, wie Reuven sagt, „im Sterben liegt“. Das habe auch mit der künstliche Verdunstung zur Salzgewinnung zu tun. Tatsächlich leuchten überall weiße Häufchen aus Kaliumkarbonat beziehungsweise Pottasche. Sie wird – passend zum Advent – auch als Backtreibmittel für Honigkuchen gebraucht.

Abends, in der Annakirche, die der Höhlen-erfahrenen Großmutter Jesu gewidmet ist, singen wir noch einmal das wunderbar melancholische „Vi'huda Le'olam“. Reuven begleitet uns auf einer Mundharmonika, die er vor zwei Jahren gerade noch aus dem Wasser fischen konnte. Die israelische Marine hatte das Segelboot geentert, mit dem er sich am Durchbrechen der Gaza-Blockade beteiligen wollte. „Juda aber bleibt für immer bewohnt und Jerusalem besteht von Geschlecht zu Geschlecht“, lautet die Übersetzung des Liedes aus dem biblischen Buch Joel, in dem es unmittelbar zuvor heißt: „Jerusalem wird heilig sein, Fremde werden nie mehr hindurch ziehen.“ Ein bisschen „chauvinistisch“ sei das Lied schon, sagt Reuven beim Abschied, „aber auch sehr schön“. Und beim Singen habe er sich gedacht: „Wir sollen hier schon leben, aber nicht allein.“